Zu Lukas 22, 20.

Oskar Holtzmann schreibt im Leben Jesu, S. 363f., der Text von Lc 22, 20 gebe, „wenn man ihn für sich betrachtet, einen sehr guten Sinn: 'Dieser Becher, der für euch ausgegossen wird, ist der neue Bund in meinem Blut.' Das beweist jedenfalls für die dem Evangelisten bekannte Sitte. Er weiss, dass beim Abendmahl ein Becher ausgeschüttet wurde. Das ist die dem Altertum geläufige Form der Spende. Die Form wird dann die gewesen sein, dass ein Teil des Becherinhaltes zur Erde geschüttet, das Übrige unter die Abendmahlsgäste verteilt wurde.... So vergleicht er (Jesus) sein Sterben mit dem Opfer, das nach Ex 24, 1—8 gebracht wurde: auch dort wird ein Teil des Bundesblutes an den Altar, ein Teil an die Genossen des Bundes gesprengt, wie Jesus einen Teil des Weines zur Erde giesst, den anderen aber den Jüngern zum Trunke darreicht.“

Sind das reine Phantasien? oder war die im griechisch-römischen Altertum geläufige Spende, die auch im jüdischen wenigstens beim Opferdienst sich findet, auch im Privatleben gebräuchlich? Mir ist es unbekannt.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

Die Salbung Jesu in Bethanien.

Die Erörterung Nabers (s. o. S. 171f.) über die Narde, die bei der Salbung in Bethanien eine so grosse Rolle spielt, lässt eine Schwierigkeit ausser Acht, die bisher noch nirgends, soweit ich weiss, empfunden oder gelöst worden ist. Der Nachdruck liegt auf der Deutung Jesu. Weil er die Handlung der Frau auf seinen Tod deutete, ist die Episode erzählt. Was Johannes daraus machte, um den Verrat psychologisch zu erklären, ist sekundär und wertlos. Nach Mc 14, 8 sagt aber Jesus: ὁ ἔσχεν, ἐποίησεν· προέλαβεν μυρίαι τὸ σῶμά μου εἰς τὸν ἑνταφιασμόν. An μυρίαι hat schon Mt Anstoss genommen; denn er setzt einfach 26, 13 πρὸς τὸ ἑνταφιάσαι, macht aber dadurch nichts besser. In der That liegt hier eine Schwierigkeit. Von einem Salben der Leichen in Israel ist nichts bekannt. Dass man aromatische Essenzen in die Lechentücher goss, ist selbstverständlich. Aber die Leiche selbst wird, wie das auch nach den talmudischen Vorschriften geschieht, nur mit Wasser gereinigt worden sein (vgl. Schröder, Satzungen u. Gebr. d. rabb. Judent.,

S. 555f.). Es widerspricht das auch völlig dem Sinne der Salbung, die stets nur bei freudigem Anlass üblich ist, in Palästina wie anderwärts. Eine eigentümliche Stelle in der Cena des Trimalchio scheint hier einiges Licht zu geben. Am Schlusse des Mahles, als alle Gäste samt dem Wirt betrunken sind, antecipiert Trimalchio seine eigene Leichenfeier. Er lässt sein Totenhemd holen und bewundern. Dann heisst es weiter (p. 52 Bücheler) „ich will ein grossartiges Leichenbegängnis haben, damit mir alle Leute gute Wünsche nachschicken. Und sogleich öffnete er ein Fläschchen mit Narde (*ampullam nardi*) und salbte uns alle mit den Worten: „Ich hoffe, dass mir dies nach dem Tode helfen wird, wie im Leben.“ Und den Wein liess er in den Weinkübel schütten und sagte: „Denkt euch, dass ihr zu meinem Leichenbegängnis eingeladen seid.“ Hier haben wir eine eigentümliche Parallele. Was die Salbung mit der Narde hier soll, wenn sie nicht zur Trauerfeierlichkeit gehörte, ist ganz undeutlich. Da gleich darauf von den *parentalia*, dem pomphaften Begängnis mit dem obligaten Schmaus die Rede ist, wird auch die Salbung hergehören. Wer es recht vornehm machte, bestimmte für diese Gelegenheit testamentarisch eine grössere Summe. Die Gäste wurden dann wohl mit der teuersten Salbe gesalbt. Wenn das zutrifft, so müsste man in der Erzählung Mc 14, 3 ff. eine allerdings sehr undeutlich gewordene Beziehung auf den römischen Brauch erblicken. Jedenfalls aber ist die Beziehung, wie sie nun in den Worten Jesu vorliegt, völlig singulär und wenig wahrscheinlich.

E. Preuschen.

Die neue Pariser Evangelienhandschrift.

Im ersten Jahrgang der Zeitschrift S. 264 habe ich auf den von Omont angezeigten Fund einer kostbar ausgestatteten Evangelienhandschrift hingewiesen und eine eingehendere Behandlung in Aussicht gestellt, wenn erst 'der Text vollständig veröffentlicht sein werde. Diese Veröffentlichung liegt nun bereits seit längere Zeit vor¹, ohne dass ich bisher Gelegenheit gefunden hätte, mein Versprechen einzulösen. Die kunstgeschichtliche Seite des neuen Fundes lasse ich ausser Acht. Erst wenn die Miniaturen in ausreichender Weise herausgegeben sein werden,

¹ H. Omont, Notice sur un très ancien Manuscrit Grec de l'Évangile de S. Matthieu en onciales d'or sur parchemin pourpré et orné de miniatures, conservé à la Bibliothèque Nationale (Nr. 1286 du Suppl. Grecque). [Aus Notices et Extraits des Mss. de la Bibl. Nation. T. XXXVI]. Paris, Impr. Nationale. 1900. 81 S. 4^o mit 2 Tafeln. Fr. 4.

sodass eine Vergleichung mit den verwandten Handschriften (Cod. Rossanensis, Petropolitanus u. a.) möglich ist und sich lohnt, wird man über diese Seite des Fundes ein begründetes Urteil abgeben können. Einstweilen aber hat man Grund, dem gelehrten Bewahrer der handschriftlichen Schätze der Pariser Nationalbibliothek dafür zu danken, dass er mit gewohnter Sorgfalt und Zuverlässigkeit den Text der Handschrift so rasch zugänglich gemacht hat.

Erhalten sind von 13 Lagen nur drei vollständig, aus je 12 oder 10 Blättern bestehend. Die beiden ersten Lagen sind völlig verloren; von der dritten sind noch zwei, von der vierten ist nichts und von der fünften ein Blatt erhalten. Die sechste Lage hat vier, die siebente und achte je fünf, die neunte zwei Blätter eingebüsst. In der zehnten sind wieder vier Blätter abhanden gekommen. Die erhaltenen Reste erstrecken sich sämtlich auf das Matthäusevangelium. Die Ausführung der Schrift ist ausserordentlich sorgfältig. Das Pergament ist ausgesucht fein, die Schrift regelmässig, eine grosse, runde Unciale. Spiritus und Accente fehlen. Zur Erleichterung der Lectüre ist, da sich keine Spur von Worttrennung findet, nur der einfache oder doppelte Punkt verwendet. Omont weist die Schrift dem sechsten Jahrhundert zu und man wird sich auf diese Datierung des ausgezeichneten Paläographen verlassen dürfen.

Dass uns durch diese Handschrift wieder einmal ein interessanter Einblick in die künstlerische Verwertung religiöser Bedürfnisse gewährt wird, steht ausser allem Zweifel. An dieser Stelle aber ist auf die andere Frage mehr Gewicht zu legen, welcher Gewinn der neutestamentlichen Textkritik aus dem neuen Funde erwächst. In der oben genannten Notiz hatte ich die Befürchtung ausgesprochen, dass nach dieser Seite hin von den kostbaren Pergamentblättern nicht allzuviel erwartet werden dürfe. Diese Befürchtung ist nicht ohne Grund gewesen, wie die Ausgabe Omonts zeigt. Der Text geht mit dem des Codex Rossanensis und dem hiermit nahe verwandten des Petropolitanus aufs Treulichste zusammen und zwar ist die Verwandtschaft mit dem letzteren noch enger als mit ersterem. Sieht man von den unvermeidlichen Itazismen und ähnlichen Differenzen ab, so bleibt kaum etwas übrig, was der Rede wert wäre. Wir können den Text, der zu Grunde liegt, aus anderen Zeugen viel reiner herstellen und dieser Text selber ist keine reine Form. Man wird dies Problem, dass die schönsten Handschriften, wie der Codex Rossanensis, Petropolitanus, Beratinus u. ä., einen sehr geringwertigen Text bieten, ohne Mühe lösen können, wenn man erwägt, welchen Zwecken die Handschriften dienen sollen. Dass sie keinem praktischen

Zwecke dienen, ist klar. Goldschrift auf Purpurgrund ist so ungeeignet wie möglich bei einem Buche, in dem man häufig lesen soll. Und es lässt sich auch noch zeigen, dass die Handschrift in der That keinen praktischen Zwecken gedient hat. Omont bemerkt über die Miniaturen (p. 13 [607]), dass sie „sont admirablement conservées, d'une fraîcheur de coloris parfaite.“ Wäre die Handschrift jemals in Benutzung gewesen, so hätten die Bilder unbedingt ihre Frische und Schönheit einbüßen müssen. Folglich war die Handschrift einst ein Prunkstück, dazu bestimmt, die Schatzkammer irgend eines Reichen oder einer Kirche oder eines Klosters zu zieren. Dort mag sie in wertvollem Silber- oder Elfenbeinband geprunkt haben und den Besuchern mit demselben Stolz vorgezeigt worden sein, wie ein kostbarer Pokal, eine wertvolle Silberschüssel oder sonst ein Stück, in dem sich der Reichtum des Besitzers sinnbildlich darstellen sollte. Dass bei so prunkvoller Ausführung, bei der dem Maler und Schönschreiber im Grunde alles überlassen blieb, die wissenschaftliche Seite der Arbeit, wenn man so sagen darf, zu kurz kam, lässt sich leicht begreifen. Handschriften, die einen sorgfältigen Text bieten, sind ohne Korrekturen undenkbar. An die Handschrift von Sinope aber hat kein Korrektor sein Radiermesser gebracht. Die zahllosen Fehler gegen die Vokale und Diphthonge stehen noch so da, wie sie der ungebildete Schreiber aufs Pergament gesetzt hat. Das könnte ja auch nicht anders sein. Jede Rasur hätte die Purpurschicht zerstört und zugleich, was in diesem Fall noch schlimmer war, die feine Glätte des Pergamentes rettungslos verdorben. Daher lies man ruhig die Fehler stehen; sie störten ja niemand im Gebrauch.

Ursprung und Bestimmung der Handschrift sind dunkel. Hätten wir noch den Einband samt den ersten und letzten Blättern, so wüssten wir ohne Zweifel darüber Bescheid. Cronin hat in seiner Studie über die Handschrift (Journ. of Theolog. Studies II, 590ff.) die Vermutung als sehr wahrscheinlich bezeichnet, dass der Codex einst Eigentum eines Gliedes des griechischen Kaiserhauses gewesen sei. Wie diese Vermutung als „sehr wahrscheinlich“ erwiesen werden könnte, ist nicht einzusehen. Vielmehr wissen wir aus Chrysostomus, dass es um die Wende des 4. Jahrhunderts in Konstantinopel Sitte bei den Reichen war, sich kostbare Evangelienhandschriften anzuschaffen und diese dann zu Hause unbenutzt aufzubewahren (vgl. meine Nachweise in der Berl. philolog. Wochenschrift 1901, Nr. 6). Diese Sitte, die ziemlich verbreitet gewesen sein muss, weil sie dem Prediger Anlass gegeben hat zu energischer Rüge, muss das Entstehen einer Industrie zur Folge gehabt

haben, als deren Erzeugnisse solche Prachthandschriften anzusehen sind. Aber die Sitte erklärt auch, warum die Texte verhältnismässig wenig Wert haben. Die Offizinen, die solche Handschriften herstellten, hatten ja ganz andere Gesichtspunkte. Der innere Wert galt ihnen und ihren Abnehmern wenig; diese verstanden wohl überhaupt nicht viel davon und fragten auch nicht lange danach und jene kümmerten sich nicht darum, da sie ihr Geschäft machten, wenn die Ausstattung nur prachtvoll genug war.

So bekommt die Textkritik nicht viel zu thun, wenn solche Blätter an das Licht treten. Dass man sich ihrer dennoch freuen darf, auch wenn sie nur dazu dienen, um einige Kapitel des Kunstgewerbes klarer schreiben zu lassen, ist bereits oben ausgesprochen worden.

E. Preuschen.

Der Herausgeber kommt zwei brieflich an ihn gerichteten Bitten nach, wenn er einerseits dem Verf. des S. 171 genannten Aufsatzes zu seinem rechten Namen — er heisst Bröse, nicht Brose — und wenn er andererseits Herrn Prof. D. Völter zu seinem Prioritätsrechte verhilft. Die Verhandlungen über die Frage, ob das Magnificat der Maria oder der Elisabeth in den Mund zu legen sei, sind von ihm 1896 durch einen Aufsatz in der Theol. Tijdschrift (Die Apokalypse des Zacharias u. d. Ev. d. Lc) eröffnet worden. Völter hat darin u. a. ausgeführt, dass der Lobgesang der Elisabeth angehöre.